

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 131.

Berlin, Sonnabend den 1. November

1845.

### England.

#### Lady Esther Stanhope. \*)

An einem Sommertage des Jahres 1788 stand an der Küste von Hastings vor einem angebundenen Kahn ein achtjähriges Mädchen mit blondem Haar, grauen, lebhaften Augen und einer so zarten Haut, daß das bläuliche Gezeige der Adern leise hindurchschimmerte. Das Kind sah sich nach allen Seiten um, ob es nicht bemerkt würde, dann, wie es sich unbeobachtet glaubte, sprang es in den Kahn, band ihn los, ergriff das Ruder mit ihren Händchen, stieß sich vom Ufer ab und befand sich auf dem Meere. Dieses Kind, das bei seinem Vater den Grafen Adhémar und dessen reichbetretene Lakaien gesehen hätte und nun geradezu nach Frankreich fahren wollte, um mit eigenen Augen zu beobachten, was dort geschähe, war — Lady Esther Stanhope.

Sie war die Enkelin des großen Chatham und eine Tochter von der Schwester William Pitt's und dem Republikaner Lord Stanhope. Ihr Großvater, Lord Chatham, dem sie in vielen Punkten gleich, that nichts so, wie andere Leute. Er war, wie sie, geheimnißvoll, herrschsüchtig, thätig und verführerisch. „Ich habe — sagt sie irgendwo — die grauen Augen und den Dreisinn meines Großvaters. Wenn er einen Stein am Wege liegen sah, so erinnerte er sich dessen wieder, und ich eben so. Sein Auge, das in ruhigen Augenblicken matt und glanzlos war, begann, wie das meinige, zu leuchten, wenn ihn eine Leidenschaft aufregte.“ Sie erbte noch viele andere Sonderbarkeiten von ihm: von früher Jugend an war es ihr Hauptvergnügen, auf sich warten zu lassen, Leben in Furcht und Ungewißheit zu erhalten und sich in Geheimnisse zu hüllen. Diese Leidenschaft, die wir später im Leben der Lady Esther wiederfinden werden, hätte den Lord Chatham einmal beinahe um eine reiche Erbschaft gebracht. „Er war leidend — erzählt sie selbst — als ein Mann zu Pferde an das Thor des Hotels pocht und den Herren zu sprechen verlangt. Man verweigert ihm den Eintritt; er läßt sich aber nicht abweisen und klopft so lange, bis man ihn einläßt. Der Minister lag, den Augen Aller entzogen, in einer dunklen Stube hinter einer spanischen Wand. „Was wollt Ihr?“ fragt er. — „Ich will Euch sehen“, war die Antwort. Neue Unterhandlungen waren nöthig, ehe dies bewilligt wurde. Als endlich der Mann dem Lord von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand, zog er eine Schachtel aus der Tasche, nahm ein Pergament heraus und übergab es ihm. Es enthielt den Befehl auf zwei Güter, die an 14,000 Pfund werth waren und von Sir Edward Poyntenet dem Minister als Zeichen seiner Bewunderung vermacht wurden.“ Esther hatte die zitternde Stimme Chatham's, seine Gewalt, die Einbildungskraft Anderer zu fesseln und ihren Willen zu leiten, und trug eben so wenig, als er, Bedenken in der Wahl der Mittel, die sie zu ihrem Ziele führten. Ihr Unglück war, eine Frau zu seyn und bei ihrer Thatkraft, bei ihrer Sehnsucht nach einem bewegten Leben die Ohnmacht ihres Geschlechtes fühlen zu müssen.

Ihr Vater, Lord Stanhope, ihr Vetter, Lord Camelford, und Pitt, ihr Oheim, der Größte von diesen Dreien, waren nicht weniger eigenthümliche Menschen. Lord Stanhope, der sich nicht im mindesten um seine Kinder kümmerte, war eine zweite Ehe mit einer Grenville eingegangen, einer Modedame, die ihr Leben in der Oper und auf Bällen hindrachte. Esther wuchs also wie eine Wilde auf und bildete sich ihre Lebensansichten allein. Den philosophischen Träumereien des 18. Jahrhunderts nachhängend, schlief Lord Stanhope bei offenem Fenster, aber unter einem Duzend Decken und in schwarzseidenen Beinkleidern, und frühstückte Schwarzbrot in einem leichten Morgenrock von indischem Zeug. Als die französische Revolution ausbrach, ging seine Begeisterung für Rousseau's und Mably's Lehren noch weiter. Denn er vernichtete sein Wappen und verkaufte, weil es ihm zu aristokratisch dünkte, sein silbernes Tischgeschloß und die Tapeten, die der König von Spanien seinem Großvater geschenkt hatte. Ein großer Kummer aber war es für seine Frau und Familie, daß er, um seinen Uebertritt zur Demokratie vollständig zu machen, seine Equipagen bei Seite schaffte. „Alles machte lange und betrübte Gesichter — erzählt Lady Stanhope — aber ich ließ mich nicht irre machen. Ich kaufte mir ein Paar Stelzen und lief auf ihnen durch den Roth einer Gasse, auf welche das Fenster meines Vaters hinaus führte. Er bemerkte mich, da er zu gewissen Zeiten mit der Vornette an jenem Fenster zu stehen pflegte, und als ich wiederkam, sagte er zu mir: „He, mein

Kind, was soll das heißen; worauf, zum Teufel, bist du so eben gelaufen?“ — „O, Papa“, erwiderte ich, „da Sie keine Pferde mehr haben, so wollte ich wenigstens auf die bequemste Weise durch den Roth kommen. Mir ist das gleich, aber die arme Lady Stanhope wird sich schwer auf diese Manier einüben können. Sie ist an ihren Wagen gewöhnt, und Sie wissen, daß sie keine besonders feste Gesundheit hat.“ — „Ei, was du sagst!“ antwortete der Philosoph: „und wenn ich nun für Lady Stanhope einen neuen Wagen kaufte, he?“ — „Das wäre sehr schön und liebendwürdig von Ihnen, lieber Vater.“ — „Wir wollen sehen, was sich thun läßt; aber das sage ich dir, in keinem Fall mit einem Wappen!“ — So kam durch die List ihrer Tochter Lady Stanhope wieder zu einer Equipage.

Sie lernte von ihrem Gouverneßes, die sie übrigens bis zur Wuth ärgerte, viel Französisch und Italienisch, war aber sonst ganz ihrem Willen überlassen und übte auf ihre Umgebung jene unwiderstehliche Gewalt aus, die energischen Gemüthern eigen ist. Am besten von allen, die sie kannte, gefielen ihr Camelford, ihr Vetter, und ihr Oheim Pitt. Die Bewunderung, die sie für den Ersteren hegte, scheint der einzige Schimmer von Liebe gewesen zu seyn, der sich in dem Leben dieser Frau zeigte. „Wer es wagt, mich anzurühren“, sagte sie, „soll in mir die Ruhme Lord Camelford's finden. Er war ein wahrer Pitt, der Mann!“ — Esther denkt mit Stolz an den Eindruck, den sie hervorbrachten, wenn sie Beide mit ihren riesigen Figuren in einen Gesellschaftssaal traten. „Die Frauen hatten nicht genug Augen für ihn, die Männer bekamen Furcht und retteten sich. Er war groß, muskulös, hatte ein klasses und strenges Gesicht und neigte den Kopf etwas auf die Schulter. Er kommandierte einmal ein Schiff. Ein verdächtiges Heimlichthun und Murren unter der Mannschaft ließ ihn adnen, daß sie sich empören würde — und ohne sich zu befinden, sprengte er mit einem Pistolenschuß den Schädel seines Lieutenants. Man tabelte anfangs sein Betragen sehr, bis ein Aufstand der Matrosen auf den anderen Schiffen zeigte, daß er allein die Stimmung seiner Leute und die Gefahr der Umstände eingesehen hatte. Sein Hauptvergnügen war, in Matrosenkleidern die Kneipen der City zu besuchen. Bemerkte er dann einen armen Menschen, der ihm anständig schien, so knüpfte er ein Gespräch mit ihm an und forderte ihn auf, ihm seine Geschichte zu erzählen. Er hatte zu viel Takt, sich täuschen zu lassen, und wenn ihm der Mensch gefiel, so steckte er ihm fünfzig oder hundert Guineen in die Hand und sagte mit strengem Tone: „Nun spricht nicht davon, oder wenn ich euch wieder begegne, müßt ihr es mir auf eine Weise bezahlen, die euch nicht lieb seyn wird.“ Uebrigens machte er sich durch seine Sonderbarkeiten viele Feinde und zog sich durch seine Tollkühnheit so viel böse Händel zu, daß mein Dank, obgleich er ihn lieb hatte, ihn von sich entfernt hielt und nie etwas für ihn gethan hat.“

Lady Esther hatte Lust, ihn zu heirathen, aber die Chatham's widerstehen sich dem aus einem alten Groll gegen die Camelford's. Sie setzte indes ihren Krieg gegen die Gouverneßes fort und mochte noch immer weder von Korsets noch von engen Strümpfen hören. Zu zwanzig Jahren war sie fast sechs Fuß hoch, und da ihr Gesicht und der übrige Körper dieser Größe entsprachen, so war sie weder nett noch schön. „Trotz ihres männlichen Aeußeren“, sagt ein Zeitgenosse von ihr, „mag Keiner je ihre Erscheinung getabelt haben, denn wer sie erblickte, den schien sie zu beleuchten mit ihrer Stirn und ihren Augen.“

Die ersten äußeren Eindrücke, die ihr Geist empfing, kamen ihr von dem alt-aristokratischen Leben ihres Vaters, als derselbe noch an Esther Pitt verheiratet war und seine späteren Muster, Raynal und Payne, nicht schon kennen gelernt hatte. Damals übte er auf seinem Schlosse Chevening die hohe und niedere Gerichtsbarkeit aus, hatte zweihundert Bediente um sich und vertheilte Gnadengeschenke und Strafen, Kleider, Landgüter und Stellen an die ganze Grafschaft, während die erste Lady Stanhope ihrerseits den Kranken Arznei, den Armen Almosen brachte, verliebten Burschen lange Reden hielt, jeder Braut eine Mitgift schenkte und für ihren Tisch wöchentlich einen Ochsen und täglich einen Hammel schlachten ließ. Die Erinnerungen an dieses patriarchalische Leben schwebte dem stolzen Geiste der Lady Stanhope immer wie ein lieber Traum vor, und gewiß war es mit die Sehnsucht, so herrschen und so Wohlthun zu können, die sie später nach der Wüste trieb.

Währenddessen ward Pitt Herr des Staates und hielt, trotz seiner Jugend, die Zügel mit festerer Hand. Als er die französische Revolution drohen sah, machte er es, daß Thron und Adel sich enger an einander schmiegen, und daß Alle der Meinung wurden, auf dem Adel beruhe das Heil Englands, und wo sich revolutionaire Ideen zeigten, würden sie gefaßt im Interesse Frankreichs. Dadurch machte er die Aristokratie populär, und dies Manöver war das ge-

\*) Nach: Memoirs of the Lady Stanhope, as related by herself in conversations with her physician etc. London, 1845. Unter Benützung eines Artikels in der Rev. d. d. Mondes.

schickteste des großen Mannes. Er zog England in einen Franzosenhaß hinein, den es in solchem Maße gar nicht besaß, und erweckte im ganzen Lande die Begeisterung für die Dynastie, deren Minister er war. Lord Stanhope verfolgte den entgegengesetzten Weg. Seine Verbindungen mit den Demokraten entfernten ihn vom Hofe und setzten ihn der Rache desselben aus, ohne daß er hätte auf die oberste Leitung seiner Partei Anspruch machen können. In seinem Hause arretirte man einen der Führer der Opposition, Joyce, was die ganze Familie in Verwirrung brachte. Escher, der die politische Richtung ihres Vaters zuwider war und die für ihren Oheim eine tiefe Bewunderung fühlte, verließ mit Erlaubnis ihrer Mutter das Hotel Stanhope und ging zu dem Minister, um ihm, da er keine Frau hatte, sein Hauswesen zu führen. Das war kühn und geschickt von Lady Stanhope, denn so hatte sie sich selbst unabhängig gemacht und konnte ihrer Familie bei den gefährlichen Neigungen ihres Vaters von dem größten Nutzen seyn. Pitt erkannte in ihr das wahre Blut der Chatham's. — „Du bist ein sonderbares Wesen“, sagte er zu ihr; „die Einsamkeit liebst du, wenn sich kein Halmchen rührt, die Menschen, wenn sie von wilden Leidenschaften gegen einander gejagt werden, die Politik, wenn sie so verworren ist, daß Niemand einen Ausweg weiß. In einem von diesen Extremen mußt du dich bewegen; nur weiß ich nicht, welches dir am meisten zusagt.“ Dies ist das schärfste Urtheil, das man über jenes excentrische, großartige Gemüth fällen konnte.

Pitt, der die Frauen sehr richtig zu beurtheilen verstand, war glücklich, seitdem er seine junge Nichte bei sich hatte. So fühlte er sich stärker in seinem Kampfe gegen die französische Revolution. Escher führte seine Korrespondenz, ordnete seine Notizen und leitete sein Hauswesen. Sie hielt ihn mit aller ihrer Macht aufrecht, und er fand in ihr eben so viel Seelenstärke als Thätigkeit und vor Allem jenen wachsamem Verstand, ohne den man weder große noch kleine Staatsgeschäfte zu einem erfreulichen Ende bringen kann. Denn die Kunst, verborgen gehaltene und künftige Dinge zu erkennen, ist die eine und erste Hälfte der Wirksamkeit eines Staatsmannes, die andere ist, erst auf Grundlage dieser Kenntniß zu handeln. Der rechte Arm William Pitt's war in Wahrheit Escher Stanhope. Man achtete sie auch sehr hoch am Hofe, und der alte König Georg war einer ihrer begeisterten Verehrer.

Die französische Revolution erregte in ganz Europa einen erbitterten Kampf gegen die bestehende, überfeinerte und gekünstelte Sitte, und Niemand war durch Charakter und Erziehung zur Auflehnung gegen die ererbten Ideen mehr vorbereitet, als die junge Escher, und Niemand dem Menschenhaße zugänglicher, als sie, die in der Werkstatt der politischen Ereignisse saß und zu dreiundzwanzig Jahren alle Berrätheiten, Undankbarkeiten, Verstellungen, geheime Verträge und andere plumpe und feine Kunstgriffe kennen gelernt hatte, mit deren Hilfe Staatsmänner regieren. So ward ihr Blick geschärft, und sie jeder Uebertüchtung der Konvention die Falschheit herauszufinden, und sie bekam einen Ekel vor der Gesellschaft, in deren Mitte sie lebte. „Was man in London von mir sagt — schreibt sie — kümmert mich wenig. Mögen sie um mich murmeln und summen, so viel sie wollen; sie sind wie Mäcken auf dem Schwanz eines Artilleriepferdes — kommt die große Explosion, hums! und Alles ist zerstoßen. Wenn ich diese blassen, matten, nachhaften Frauen sehe, die sich mit kleinen Kuchen auffüttern und keinen Schritt gehen können, ohne sich auf den Arm eines Mannes zu stützen, nicht aus dem Wagen steigen ohne eine Hand, die sie hält, so bedaure ich sie innig. Wenn mir dergleichen Dienste angeboten werden, so pflege ich zu den Herren zu sagen: Ich habe Deine, die, Gott sey Dank, mir gehören; lassen Sie sie gefälligst gewähren. — In gewissen Salons muß man sich einbilden, daß die Langeweile das schönste Ding von der Welt sey, und je fader und kühler, desto besser sey der gute Ton. Der König dieses edlen Volkes ist ein Herr Polhill, der die dümmste Miene von der Welt macht. Er fand neulich einen Ball magnifique, auf dem man nichts sah, als Köpfe, die einander nahe standen, wie die Pfropfen in einem Flaschenkorbe.“

Der Haß gegen die Affectation, das heißt gegen Alles, was Lüge, Uebertreibung und Künsterei war, brach täglich bei ihr hervor. Sie war in der großen Welt herangewachsen, hatte von Niemand etwas zu fürchten und wurde von Allen geliebt und auf Händen getragen, darum kannte sie die Schwächen ihrer Umgebung und durfte sie geißeln, wann es ihr einfiel. Es durfte sich Niemand in ihrer Gegenwart eine Dummheit oder Annahme erlauben, die sie nicht züchtigte; sie war unerbittlich, selbst gegen die Minister. Als der Krieg mit Frankreich in vollem Gange war, hatte Pitt die Idee, einen Verdienstorden zu gründen, und Lord Liverpool, der pompöse Spielereien liebte, übernahm es, die Statuten festzusetzen und die Farben des Bandes zu wählen. Eines Abends kam er, stolz auf sein Werk, in den Salon des Premier-Ministers und sagte: „Ich glaube, daß meine Zusammenstellung dem britischen Stolz schmeicheln wird; roth — die englische Flagge, blau — das Symbol der Freiheit, und weiß — die Farbe der Treue.“ Die Höflinge riefen Einer über den Anderen, das sey bewundernswürdig, erhaben, poetisch. „Das ist sehr schön“, sagte Escher dazwischen, „und der König wird von den Symbolen sehr erbaunt seyn; aber mich dünkt, ich habe dies schon irgendwo gesehen.“ — „Wo denn?“ fragte Lord Liverpool. — „Auf der Kokarde der französischen Soldaten; Sie haben die Tricolore entdeckt!“ Der Lord war wie versteinert. „Aber mein Gott, Lady Escher“, sagte er endlich, „was soll ich machen? ich habe mehr als dreihundert Ellen von dem Bande bestellt; wozu nützt mir das nun?“ — „hängen Sie daran Ihre Hosen auf, wenn Sie Papierchen hinein thun, die Sie niemals wiederfinden, und die Sie erst in der rechten, dann in der linken Tasche suchen, wie einen Nal im Grunde eines Teichs. In Wahrheit, Mylord, ich habe immer Furcht, daß ihnen ein Unglück geschieht, nämlich den armen Hosen!“

Der Doktor Abbington, der sein Glück der Freundschaft Pitt's verdankte, kam auf den Gedanken, daß ihn der Minister zum Lord Raleigh ernennen sollte. Diese Benennung eines geschichtlichen Namens mißfiel der boshaften Escher, und eines schönen Morgens kam sie zu ihrem Oheim eilig und brachte ihm die Nachricht, eben sey eine Karikatur gegen den König, Mr. Abbington und ihn erschienen. „Du“, sagte sie, „stellst die Königin Elisabeth vor und tanzt ein Menuet, die Nasenspitze nach oben gekehrt, wie du immer zu gehen pflegst; Mr. Abbington, als Lord Raleigh, macht dir seine Reverenz, und Se. Majestät trägt das Kostüm eines Hofnarren.“ Sie beschrieb diese Karikatur, die nur in ihrer Einbildung existirte, mit so viel Laune, daß Pitt in lautes Lachen ausbrach. Er schickte in alle Stadttheile, um jeden Preis das fragliche Bild herbeizuschaffen; aber man fand es natürlich nicht. Der Minister indes fühlte das Lächerliche seines Vorhabens, und das neunzehnte Jahrhundert ist durch Lady Stanhope eines zweiten Raleigh beraubt worden. (Fortf. folgt.)

## Frankreich.

Noch einige Worte über Thiers und seine Geschichte Napoleon's.  
(Schluß.)

Ah, selten wird der Menschheit das Glück, daß die großen Männer auch im edelsten Sinne des Wortes den Ehrennamen der Weisen verdienen. Wohl fördern sie durch ihren mächtigen Arm große Ideen, große Fortschritte des menschlichen Geistes. Wohl zerstören sie, durch die Macht ihres Genies und ihrer Waffen, manches eingewurzelte Vorurtheil, manchen Koss, der sich an die Gesellschaft angelehnt. Wohl machen sie, durch den Schwung ihres Geistes, in mehr oder weniger Ländern, für kürzere oder längere Zeit der Herrschaft der Philisterei, der ledernen abgeschmackten Gewohnheitstyrannie, dem Aßbrücken ein Ende, das so schwer, so unerträglich auf Nationen und Zeiten lastet, und streuen, durch der Vorsehung weisen Beschluß, edle Saaten selbst in den Ländern aus, welche sie unterjochten. Aber weil Sturm, Gewitter, Erdbeben böse Dünste verschleichen, die verdorbene oder verpestete Luft reinigen, den Boden urbar machen, den sie augenblicklich erschüttern — sind sie darum mild wie der Jephyr, lieblich wie die Frühlingssonne? Napoleon war ein großer Mann, ein Genie ersten Ranges. Er war weise in der bürgerlichen Gesetzgebung, in der Verwaltung seines Landes, in der Verschmelzung der Parteien, in der Verbreitung der großen Idee der Gleichheit aller Stände und Religionsparteien, der gleichen Berechtigung aller Menschen zu jeder Stellung, zu welchem ihr Talent sie befähigt. Aber in der politischen Gesetzgebung war ihm die Weisheit verhaßt, die seiner Macht entgegentrat, im Kabinette die Gerechtigkeit eine Fessel, welche den Beherrscher des Abendlandes an die Rechte anderer Völker oder anderer Regenten mahnte. Große, tief-sinnige, weise und ewig wahre Ansichten, Ideen und Worte hat die Geschichte von ihm bewahrt. Aber er wollte in ganz Europa nur den Widerhall seiner eigenen Worte hören und die Presse zu seinem Stenographen erniedrigen. Er war gerecht, wo es sich nicht um Länder, weise, wo es sich nicht um Herrschaft handelte, edel selbst und großmüthig, wo nur der Mensch, nicht der Herrscher in ihm angegriffen war. Wo aber sein Ehrgeiz, seine Herrschbegierde ins Spiel kam, da war ihm Weisheit — Ideologie und Gerechtigkeit — politische Beschränktheit. Er dachte und handelte hierin freilich nicht anders wie die großen Eroberer jeder Zeit. Sie alle huldigten dem Spruche des Dichters, den Cäsar so oft im Munde führte:

Muß Unrecht seyn, so sey's um eine Krone.  
In allem Andern sey man tugendhaft.

Wenn wir aber solche Männer mit Recht unbedingt bewundern, so müssen wir uns doch sehr vor der Versuchung hüten, sie, wenn auch nur in bestimmten Epochen ihres Lebens, unbedingt zu loben. Wenn es allerdings wahr ist, daß Manchem, was bei ihnen schrankenlose Willkür scheint, eine höhere Nothwendigkeit zu Grunde liegt, so ist nicht minder wahr, daß Manches, was bei ihnen großherzig, freisinnig, edel scheint, in seinem tiefsten Grunde nur Berechnung, Egoismus, großartige Täuschung ist. Um bei dem Helden dieser Geschichte stehen zu bleiben — wann zeigte sich Napoleon je in einem schöneren Lichte, als während seines ersten italienischen Feldzuges, wo er, der sechsundzwanzigjährige Jüngling, sich gleich bei seinem ersten weltgeschichtlichen Auftreten nicht nur den größten Heroen des Alterthums, sondern anscheinend auch den edelsten, weisesten Männern aller Zeiten an die Seite stellte? Er vertrat damals die Sache der fortgeschrittenen Zeit gegen die zurückgebliebene. Er war der sieggekronte Feldherr einer verderbten Regierung und hielt sich rein von ihrem Schmutze. Er sollte die grausame Verfolgung der Priester und Ausgewanderten im fremden Lande fortsetzen — muthig und hochherzig wies er diese Schergenrolle von sich und ward ihr Beschützer, ohne ihr Mitschuldiger zu werden. Neuer Ruhm wartete sein auf den Schlachtfeldern — er war es, der jenen berühmten Brief an den Erzherzog Karl schrieb, worin er feierlich erklärt: er ziehe eine Bürgerkrone weit dem traurigen Ruhme vor, den der Krieger nur durch Blutvergießen erwerben könne. Er sollte endlich den Krieg durch unbillige Forderungen verewigen, und er, der Mann des Krieges, machte ihm durch die gemäßigten Bedingungen ein Ende, die er auf seine eigene Verantwortlichkeit, im Widerspruch mit seinen Instructionen, stellte.

Und doch darf man nur seine eigene Korrespondenz bei Daru \*) und in

\*) Im letzten Bande seiner Histoire de la république de Venise. Auf's Gerathewohl ziehen wir einige Stellen aus: Si votre projet est de tirer cinq ou six millions de Venise — écrit-il au 9. Prairial Jahr IV au des Directoirem — je vous ai ménagé exprès cette espèce de rupture. — Si vous avez des intentions plus prononcées je crois qu'il faudrait continuer cette espèce de brouillerie... et attendre le moment

der Correspondance inédite, so wie seine Erklärungen im Memorial von St. Helena, lesen, um sich zu überzeugen, wie in allem diesem weit mehr Geistesgröße als Seelengröße ist. Er selbst gesteht — was auch unser Verfasser in seiner Revolutionsgeschichte andeutet — daß die edlen Gefühle, die er dem Erzherzog gegenüber ausspricht, hauptsächlich daher entstanden, weil das Direktorium seine Armee in Stich zu lassen und Moreau nicht zu ihm stoßen lassen zu wollen schien. Wie er die venetianischen Patrioten, die eben auf Frankreichs Betrieb ihre morsche Oligarchie in eine Volksherrschaft verwandelt hatten, im Frieden von Campo Formio aufs schmachlichste hinstreckte und hinterdrein noch höhnte, ist gewiß eines Tyrannen würdiger als eines Weisen. \*) Selbst die Uneigennützigkeit, die er im Gegensatz zu der Direktorial-Regierung beweist, und die ohne Zweifel in seiner wie in jedes großen Mannes Seele lag, ist nicht frei von Berechnung. „Ich will mich für ein paar Millionen nicht in die Hand des Herzogs von Modena geben“, sagt er, als dieser verächtliche Fürst den Versuch wagt, ihn zu bestechen. Daß der Friedensschluß gegen seine Instruktionen aus Egoismus und keinesweges aus Menschenfreundschaft hervorging — hat Herr Thiers selbst in seiner Geschichte der Revolution dargelegt. Wenn wir also überall den großen Mann finden, der Weise zeigt sich der Diogenes-Laterne gegenüber nur zu selten. Im Resultate freilich trifft er in den ersten Jahren seines politischen Auftretens häufig mit diesem zusammen. Aber er hat dessen Sinnesart, um uns in der Sprache eines humoristischen französischen Schriftstellers auszudrücken, en lieu où il l'emprunte et non en lui. Auch Grundsätze sind Fesseln, und Geister dieser Art fühlen sich durch Alles beengt, was ihren Flug irgend hemmen kann. Der Löwe ist großmützig, aber in bestimmten Fällen zeigt sich doch, daß er zum Käfiggeschlechte gehört. Der Adler erhebt sich hoch und majestätisch in die Lüfte, aber wo Leichen sich häufen, da bricht die Geiernatur doch hervor. Männer, wie Napoleon, Cäsar, Karl der Große, bilden die Helden des Menschengeschlechts; seine Weisen muß man auf anderen Blättern der Geschichte suchen, aber dabei anerkennen, daß die Vorsehung sich Jener bedient, um, was diese erstrebt, durch Kampf und Widerstand, Erhebung und Erniedrigung, große Wechselfälle, in welchen die Macht des menschlichen Geistes, und große Unfälle, in welchen seine Dymnastie sich kund thut, in die Geschichte einzuführen.

Wenn aber so unser geistreicher Autor, durch Ueberschätzung eines großen Mannes, der Geschichte nicht selten Zwang anthut, so möchten wir sogar bezweifeln, daß dem Andenken Napoleon's selbst hierdurch ein wesentlicher Dienst geleistet werde. Es ist das Schicksal solcher Männer, weniger als andere Menschen als werdende, mehr gleich als Gewordene aufzutreten. Eine gewisse Intuition, die in ihnen lebt, läßt sie schnell das Getriebe der gewöhnlichen Menschen, das im Großen noch erdärmtlicher ist als im Kleinen, durchschauen und verachten. Wie sie aber dadurch sogleich Ausgezeichnetes leisten und bei günstigen Verhältnissen die bedeutendsten Veränderungen in größeren oder kleineren Kreisen hervorbringen, so kann es kaum fehlen, daß die richtige Einsicht, nicht nur mehr, sondern ganz Anderes leisten zu können, als vor ihren Augen geschah, ihnen eine große Menschenverachtung giebt, sie bald überzeugt, daß sie Alles vermögen, was sie wollen, und einen schrankenlosen Ehrgeiz in ihnen erweckt. Gewiß, es hat Männer gegeben, welche das Gefühl dieser genialen Ueberlegenheit nur dazu anspornte, um so größere Wohlthäter der Menschheit ohne alle selbstsüchtige Nebenworte zu werden. Doch finden sich diese größtentheils in noch unverdorbenen Zeiten, bei werdenden Völkern, in Epochen, wo eine hohe Begeisterung vorherrscht oder auch eine feste Staatsordnung dem ungemessenen Ehrgeiz nur ein beschränktes Feld läßt. Am Anfange der Revolution hätte Napoleon vielleicht für die großen Ideen der Menschheit um ihrer selbst gewirkt und dieser eine völkerebeglückende Richtung gegeben. Aber als er in die Geschichte eintrat, hatte der Saturn der Revolution seine edelsten Kinder bereits verschlungen, und das damalige politische Getriebe in der Hauptstadt mußte einem Geiste, wie dem seinen, Ekel einflößen. Eine Verderbnis, wie unter der Regentschaft, war, durch den plebejischen Charakter, den sie annahm, noch weit cynischer und verächtlicher geworden. Vertreter der Revolution gaben ihre große Erbschaft für schnödes Geld und nichtswürdiges Gezänke her. Der einzige Mann im Direktorium, der durch Charakter und Talent ausgezeichnet war: Carnot, ward in einem revolutionären Sturme über Bord geworfen und hatte an der Spitze einer etwas regelmäßigen Regierung auch den Erwartungen nicht entsprochen, die man berechtigt war, von ihm zu hegen. Die Gesetze wurden mit Füßen getreten, nicht wie früher aus wildem, aber doch großartigem Fanatismus, sondern um der gemeinsten, selbstsüchtigsten Motive willen. Die terroristischen Mörder waren zum Theil besser als ihre Thaten, und der Haß, den sie erregen, schließt eine gewisse Bewunderung nicht aus. Das gemeine Diebsgeschindel, welches

favorable, car il ne faut pas avoir affaire à tout le monde à la fois. — In einem Briefe an Herrn Barras v. 12. Nivôse J. V (1. Jan. 97) wird die italienische Geistlichkeit in Worten gelobt, welche die späteren Pläne schon durchschimmern lassen: „S. auch den spöttischen Brief vom 8. Frimaire V (8. Dez. 96) an denselben, über die Mißhandlungen, welche die eroberten Lande erdulden mußten. Vgl. Wachsmuth Geschichte Frankreichs im Revolutions-Zeitalter Bd. II S. 390, Corr. inéd. I. 67—92.“

\*) Am Schlusse sagt er: Mais je vois que ce sont des lâches, eh bien qu'ils soient, je n'ai pas besoin d'eux, im Briefe giebt er ihnen den höhnischen Rath, sich allein gegen Österreich zu vertheidigen, wenn sie nicht unter seine Vormundschaft gestellt seyn wollten. Hätten sie (nämlich der oligarchische Senat) sich besser betrogen — sagt er ferner — so würden sie (nämlich die von Frankreich aufgeregten venetianischen Patrioten) vielleicht mit der cisalpinischen Republik vereinigt worden seyn. Daru a. a. D. Bd. 38. Napoleon selbst bekennet, wie er im Anfang des Feldzuges die Venetianer schikanirte, um Geld zu erpressen, noch ausdrücklicher, als in dem angeführten Briefe, Corresp. I. 227: Voilà comment il faut traiter ces gens e. Wie unwürdig er sie am Ende behandelte, hat Wachsmuth durch unwiderlegbare Thatfachen gezeigt (a. a. D. S. 624 u. 35.)

sich um einen Barras scharte, entgeht dem Haße nur durch tiefe Verachtung. Bessere Männer unter der Direktorial-Regierung waren entweder unbedeutend, wie Gohier und Montins, oder sie waren wie Sieyès halb metaphysischem Idealismus, halb sehr gewöhnlichem Realismus verfallen, und bei allen sonstigen Talenten ganz unfähig, an der Spitze eines Staates zu stehen, wo es galt, zu handeln, Alles neu zu gründen und doch so Vieles gegen innere und äußere Feinde zu erhalten. Es mußte durchgegriffen, zum Theil gewaltsam, aber ohne revolutionäre Leidenschaften durchgegriffen werden. Der damalige Kaiser fühlte sich, und mit Recht, als den Mann des Schicksals. Wenn aber eine solche Rolle vom Schicksale selbst einem Kriegsmanne vom ersten Range zugetheilt wird, da ist kaum zu erwarten, daß er die Gewaltthätigkeit nur gerade bis an die Gränze der Nothwendigkeit treiben und den Staatsstreichen, welche das Interesse des Landes erfordert, nicht auch einige in seinem eigenen Interesse hinzufügen sollte. Napoleon wußte immer genau, was er wollte, und er selbst hat bekannet, daß er gleich nach den großen Schlachten seines ersten italienischen Feldzuges erkannt habe: seinem Genie sey nichts unmöglich. Die Revolution mußte zugleich aufgehoben und vollendet, zugleich vernichtet und befestigt werden. Ihm war dazu Geist und Macht verliehen, er war der Bote des Schicksals und hatte sich den Botenlohn im voraus bestimmt. Wer weiß, ob nicht schon, als er nach dem Wagesstück bei Baleggio sich eine Art Leibwache (Guides) errichtete, etwas seiner späteren Kaisergarde Ähnliches vor seiner Seele, wie eine Ahnung, stand. Als der erste Konsul eine Ehrenlegion einführte, da leiteten ihn allerdings gute und gewichtige Gründe, die unser Verfasser trefflich entwickelt. Aber was weder der erste Konsul noch unser Verfasser sagt, der Abeldansatz, der hiermit gemacht war, war nicht das geringste Motiv, das darauf einwirkte. \*) Mit Geist und Wahrheit zeigt Herr Thiers, welche wichtige Beweggründe für die Wiedereinführung der katholischen Religion in Frankreich sprachen, und Napoleon selbst wußte sie trefflich geltend zu machen. Aber im Hintergrunde lag doch, durch diese der Kirche erwiesene Wohlthat sie für seine Krönung zum Kaiser und die Sanction seiner Dynastie zu gewinnen. Seine Gewaltthaten gegen das Tribunal erschienen durch dessen unverständige Opposition gegen die neue bürgerliche Gesetzgebung zwar durchaus nicht gerechtfertigt, aber doch weniger empörend, und unser Verfasser hebt jenen Fehler darum sehr hervor. Napoleon aber zerstörte die Wirksamkeit des Tribunats nicht, weil er unzufrieden mit ihm war; er war unzufrieden mit ihm, weil er dessen Wirksamkeit zerstören wollte. Er sah in dieser Körperschaft noch einen Schatten von Redefreiheit und Volksvertretung, und es drängte ihn, diesen Schatten zu vernichten und sich zum Universalerben der Revolution zu erklären.

Uebershaupt thut man, unserer Meinung nach, Napoleon als Genie zu wenig und als Charakter zu viel Ehre, wenn man — wie auch einer der besten deutschen Geschichtschreiber dieser Zeit gethan (Wachsmuth) — das Konsulat in Gegensatz zu dem Kaiserthum stellt. Mit dem einzigen Unterschiede, daß der erste Konsul, wie natürlich, am Anfange seiner Laufbahn weder nach Innen noch nach Außen so rückwärtslos handeln konnte und darum Institutionen, bedeutende Persönlichkeiten und auswärtige Mächte mit schonenderen Formen behandeln mußte, ist in der That die Verschiedenheit in den Regierungs-Maximen beider Epochen mehr scheinbar als wirklich. Groß war der Kaiser gewiß nicht minder als der erste Konsul, Gewaltmaßregeln und Ungerechtigkeiten scheute dieser nicht mehr als jener. Schlimmer fast, als was der Kaiser gegen Spanien, war, was der erste Konsul gegen die unglücklichen Regier that: an Monumenten hohen Geistes und bewundernswürdigen Herrschergeistes ist die Kaiser-Regierung nicht minder reich als die Konsularzeit. Wenn Herr Thiers die Aeußerung des ersten Konsuls: er würde die Engländer eben so gern im Besitze des Montmartre als Malta's sehen, ein entsetzliches Wort (un mot horrible) nennt, so ist es doch nur der Text, zu welchem das Benehmen Napoleons von dem Augenblicke an, wo ihn das Glück auf Russlands Eisfeldern verließ, bis zum Kongresse von Dresden, Chatillon und weiter den Kommentar liefert. Aut Caesar aut nihil, das ist solcher Geister ewiges Wort, und es erklärt ihr Recht wie ihr Unrecht, ihre Größe wie ihre Tyranni, ihre Erhebung wie ihren Sturz. Herr Thiers selbst theilt uns (T. IV. S. 187) die merkwürdige Depesche mit, welche diese Ansicht vollkommen befestigt und den Beweis liefert, wie dem ersten Konsul die ganze Kaiser-Regierung, in ihrer Größe und ihrem Unrechte, fast mit allen Einzelheiten schon früher in voller Klarheit vor der Seele stand. „Auf alle Fälle — läßt er seinen Talleyrand in einer offiziellen Depesche schon im Jahre 1802 sagen — wäre es, wenn der Kontinentalkrieg sich erneute, England, welches uns zwingen würde, Europa zu erobern. Der erste Konsul ist erst 33 Jahr alt. Er hat bis jetzt nur Staaten zweiten Ranges zerstört. Wer weiß, wie viel Zeit er, wenn man ihn dazu nöthigte, brauchen würde, die Lage Europa's von neuem zu verändern und das abendländische Reich zu erneuen (pour changer de nouveau l'état de l'Europe et ressusciter l'empire d'Occident)?“

Plutarch widerlegt den Cäsar, welcher vorgiebt, in Rom nur dem Pompejus gleich stehen zu wollen, stillschweigend durch dessen Wort: er möchte lieber in einem elenden Dorfe der Erste, als in Rom der Zweite seyn. Daß Herr Thiers Ähnliches beabsichtigt, als er dieses schon früh entworfene Programm der Kaiser-Regierung in sein Werk aufnahm? Nein, es ist ihm nur eine Art momentaner Aufwallung, veränderter Ideenrichtung, hervor-

\*) Der erste Konsul selbst leugnet dies bei Herrn Thiers indeß nicht eben ab. „Mon sagt“, heißt es dort (B. III. S. 369), „nachher werde noch was Anderes kommen. Das ist möglich, aber laßt uns erst betrachten, was man uns heute bietet. Das Andere wollen wir später beleuchten.“

gegangen aus Englands Weigerung, Malia zu räumen. Aber solche Ideen in einem solchen Geiste ruft ein Zufall nicht hervor, er fördert oder hemmt sie nur. Nicht ein ödes Eiland im Mittelmeere, der gewaltige Drang seines Innern hat Napoleon zu dem gemacht, was er war. Abwechselnd Entzücken und Geißel der Menschheit, war er doch immer sich selber gleich, und die Größe seines Geistes übertraf nichts als die Größe seines Ehrgeizes.\*)

Dem sey indeß wie ihm wolle, es gewährt einen hohen Genuß, Herrn Thiers in seiner Darstellung dieser großen Epoche zu folgen. Da, wo der Verfasser die diplomatischen und finanziellen Fragen verhandelt, bewährt er den umfassenden Blick des Staatsmannes; wo er Krieg und Schlacht beschreibt, da verfest er den Leser mit sich in die Seele des Feldherrn, in das Gemüth des Kampfes, in den großen Moment, der über das Schicksal der Nationen entscheidet. Oft merkt man ihm an, daß die hohe Stellung, welche Geist und Glück ihm angewiesen, ihm, in seinem Sinne, nicht Ersatz dafür bietet, daß sein Mannesalter nicht in die Zeit gefallen, wo er einer der Helden dieser neuen Ilias hätte werden können. Seine Darstellung ist so klar, als warm und lebhaft, und ganz geeignet, dem Leser das anschaulichste Bild von der Zeit und den Menschen zu geben. Unparteiisch ist sie nicht zu nennen, doch wird das Gute wie das Böse anerkannt, freilich mit verschiedener Betonung, je nachdem dieses oder jenes von Frankreich ausging oder gegen es geübt ward. Aber der Patriotismus unseres Verfassers ist edler Art; er zeigt sich nicht in Verkleinerung der Vorzüge anderer Nationen, nur in großer Vorliebe für die des eigenen Volkes. Man kann Thatsachen berichtigen, Ansichten bestreiten (wir gedenken Beides noch ferner, wie in diesem Artikel, zu thun), aber des Werkes hohen Werth und des Verfassers Meisterschaft wird gerechte Kritik nicht verkennen.

Frankfurt a. M.

Dr. Jacob Weil.

## Belgien.

### Nothomb als belgischer Historiker.

Neben dem in unserer vorigen Nummer erwähnten nordamerikanischen Historiker und Diplomaten, Herrn Henry Wheaton, verdient der seit kurzem ebenfalls in Berlin beglaubigte belgische Gesandte und Geschichtsschreiber, Herr Nothomb, genannt zu werden. Jean Baptiste Nothomb ist im Luxemburgischen (zu Messency, 1805) geboren und wiewohl dem französisch redenden und belgisch gebliebenen Theile dieser Provinz angehörend, doch auch mit deutschem Geiste eben so vertraut als verwandt. Arlon, die Hauptstadt des belgischen Luxemburg, wählte nach der Revolution des Jahres 1830 den damaligen Brüsseler Advokaten zu ihrem Abgeordneten beim Nationalkongreß, von welchem die neue Verfassung entworfen und nachmals der König gewählt wurde. Nothomb trat, den Republikanern de Potter, Tielemans ic. gegenüber, gleich in den ersten Sitzungen des Kongresses als entschiedener Verteidiger der repräsentativen monarchischen Verfassung auf, welche er als die dem alten, ständisch gegliederten Europa und seinem historischen Einfluß auf die übrige Welt am meisten entsprechende Staats-Einrichtung darstellte. Deshalb rieth er auch zu baldiger Anknüpfung diplomatischer Unterhandlungen mit den großen Mächten Europa's, was in der That durch die Königswahl, die zuerst auf den Herzog von Nemours und alsdann auf den in England einflussreichen Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg fiel, sehr bald erreicht wurde. Er selbst und der Abgeordnete Devaur befanden sich an der Spitze der Deputation, die sich im J. 1831 nach England begab, um zum Theil mit dem Prinzen Leopold und zum Theil mit der Londoner Konferenz zu unterhandeln. Er war es auch, der nachmals die bekannten 18 und respektive 24 Bestimmungen dieser Konferenz in der Repräsentanten-Kammer vertheidigte. So auf dem Schauplatze der Ereignisse mitwirkend, war demnach auch Niemand geeigneter als er, die Geschichte der belgischen Revolution zu schreiben, die in ihrer ersten Auflage bereits im Jahre 1832 unter dem Titel: „Essai historique et politique sur la révolution belge“ (deutsch von Michaelis, Stuttgart, 1836) erschien.

Der Verfasser stellte sich in diesem Werke, ganz so wie bei seinem ersten politischen Auftreten, als einen warmen Verteidiger der monarchischen Verfassung, verbunden mit der vollständigsten bürgerlichen und Religions-Freiheit, dar. Man hat ihn zwar nachmals als Minister, sowohl in der Zeit, wo er im Kabinette des klerikalischen Herrn de Lathur, als wo er selbst an der Spitze des belgischen Ministerrathes sich befand, Hinnengung zur Jesuitenpartei vorgeworfen; in seinen Schriften wie in seinen Reden haben wir jedoch immer nur jenes wahrhaft religiöse Prinzip erkannt, das allerdings dem eifrigen römischen Katholiken und selbst dem Jesuiten — der vom Jesuitismus wohl zu unterscheiden ist — volle Freiheit des Gewissens und der Lehre vindicirt, diese aber auch für die entgegenstehenden kirchlichen Ueberzeugungen mit Aufrichtigkeit und strenger Gesinnungstreue in Anspruch nimmt. Gerade die Anerkennung dieses Prinzips ist es, was Belgien so sehr

zu seinem Vortheile von den demokratischeren Kantonen der Schweiz unterscheidet, die ausschließlich entweder vom Ultramontanismus, oder von dem auf gleiche Weise verfeindeten Pietismus, oder endlich vom politischen und religiösen Radikalismus beherrscht werden. In Belgien würde, wenn sich dort eine ähnliche Erscheinung wie die des Deutsch-Katholizismus zeigte, diesem ganz sicher ein viel freierer — selbst durch die Verfassung verbürgter — Spielraum gegönnt werden, als ihm z. B. im deutschen, protestantischen Kurbenne gelassen ist. Haben doch selbst die St. Simonisten, als sie 1832 von Frankreich nach Belgien kamen, hier, den Jesuiten-Kollegien und den bischöflichen Priester-Seminaren gegenüber, öffentlich lehren und predigen dürfen!

Ich habe bei meinem Aufenthalt in Belgien Gelegenheit gehabt, mit Männern aller Glaubensbekenntnisse mich zu unterhalten, und Niemand hat sich über sein Verhältnis zum Staat oder zur numerisch herrschenden Kirche beklagt. An der „Université libre“ in Brüssel, die unter dem Schutze der Regierung steht und in welcher ich bei einer solennen Jahresfeier den Minister Nothomb einen Vortrag halten hörte, sind nicht blos Katholiken und Protestanten, sondern auch Juden (die Herren Gluge und Dulif — Ersterer als Professor der Medizin und Letzterer als Professor der Jurisprudenz) ange stellt. Solchen Thatsachen gegenüber glaubt man wohl nicht an die Jesuiten-Bevorzugung des Ministers, der diese Thatsachen zum Theil hervorgerufen.

Was übrigens sein oben erwähntes historisches Werk betrifft, so finden wir darüber in einem kürzlich erschienenen reichhaltigen Buche über Belgien\*) die nachstehenden Bemerkungen:

„Nothomb, eines der ausgezeichnetsten staatsmännischen Talente der Gegenwart, ist häufig mit Thiers verglichen worden, mit dem seine Lebensgeschichte, seine großen Eigenschaften und seine großen Fehler in der That eine frappante Aehnlichkeit besitzen. Als Schriftsteller setzt ihn sogar die französische Kritik höher als Thiers (Galerie des contemporains illustres, T. VII.); sie rühmt ihm mehr Tiefe, Feuer und selbst einen besseren Styl nach. Nothomb ist ohne Widerrede der beste Schriftsteller Belgiens, und jetzt, wo er aus der ministeriellen Thätigkeit auf den beschaulichen Gesandtschaftsposten nach Berlin versetzt ist, wird er hoffentlich den Faden literarischer Arbeit wieder aufnehmen, der seit 1834 seiner Hand entschlüpfte. Nothomb, der jetzt erst 40 Jahre zählt, kann als Schriftsteller für sein Vaterland nicht minder folgenreich werden, wie als Legistator und Staatsmann. Denn er ist einer der sehr wenigen Gelehrten Belgiens, die in deutscher Sprache und Wissenschaft nicht minder heimisch sind, als in der französischen. Der Mangel an Vertrautheit mit Allem, was die deutsche Forschung auf dem Gebiete der Geschichte hervorgebracht, ist ein Hauptgrund der Ohnmacht belgischer Historiker, die sich immer um sich selbst drehen und gar keine Ahnung haben, was für Licht der deutsche Fleiß über die geschichtlichen Epochen und Helden, die sie die Ibrigen nennen und die doch größtentheils auch die Unfrigen sind, verbreitet hat.“

J. L.

## Mannigfaltiges.

— Belgische Sagen und Ueberlieferungen. Herr Octave Delepierre, Attaché bei der belgischen Gesandtschaft in England, hat dort unter dem Titel: Old Flanders, or Popular Traditions and Legends of Belgium eine ähnliche Sammlung, wie die kürzlich von J. W. Boff für Deutschland bearbeitete, herausgegeben, die neben ihrem romantischen Interesse auch nicht ohne historischen Werth ist. Die Legende von dem Ursprung Antwerpen's hat einen äußerst seltsamen und wilden Charakter. Antigon war ein Riese, der an den Ufern der Schelde wohnte und Seeräuberei trieb, ehe noch die Normänner sich in Frankreich festlegten. Zwei Liebende, Auir und Frega, die über den Strom flüchteten, geriethen in die Gewalt dieses niederländischen Polypphem, der dem Auir die Hand abhieb, sie in die Schelde warf und den Jüngling dann in seinen nervigen Armen erdrückte. Jahre nachher fiel der Riese in einem Kampfe mit den Römern vor einem Krieger von schwächlichem Ansehen, der ihm die Hand abhieb, als er auf der Erde lag. Ebe noch das Ungethüm seinen Geist aufgab, nahm sein Ueberwinder den Helm ab und zeigte ihm das Antlitz der Frega, die auf solche Weise den Tod ihres Geliebten rächte. Von diesem Vorfall erhielt Antwerpen seinen Namen — Ant (Hand) und werpen (werfen) — zur Erinnerung an die in die Schelde geworfene blutige Hand.\*\*) Eine nicht minder charakteristische Sage ist die über die Heirat des Grafen Balduin von Flandern mit einem Dämon in weiblicher Gestalt, der erst nach dreizehnjähriger Ehe von einem frommen Klausner entlarvt und in die Hölle zurückgebannt wurde. Dieses Märchen verbannt seine Entstehung höchst wahrscheinlich den Unglücksfällen, mit welchen das Land unter den Gräfinnen Johanna und Margarethe, den Töchtern Balduin's, heimgesucht wurde, die man im Volke: „die Töchter des Teufels“ zu nennen pflegte. In der Folge nahm man dieses Epithet im buchstäblichen Sinn und erfand die Legende, um es zu erklären und zu rechtfertigen.

\*) Belgien seit seiner Revolution. Von Ignaz Auranda. Leipzig, J. E. Herbig, 1846.

\*\*) Diese Sage, die auch Frau Louise von Plönies in ihrem kürzlich erschienenen Buche über Belgien mittheilt, scheint uns doch, insofern sie den Namen „Antwerpen“ erklären soll, zu einer etwas gar zu weit hergeholtten Etymologie ihre Zuflucht zu nehmen. Viel näher liegt doch wohl der Name Antwerp (Auvvers) in den niederdeutschen Worten aau't werf (am Werf; das niederdeutsche „Werf“ oder „Wert“ bedeutet ein durch Bollwerk erhöhtes Ufer), was auch Jedem sofort einleuchtet, der einmal den herrlichen Hafen und das Werf der alten vlaemischen Stadt gesehen.

\*) In vertraulicher und offener Mittheilung gab dies Napoleon selbst zu. So sagte er (Las Cases Memorial 7, 45): J'ai été gâté il faut en convenir. J'ai toujours commandé. Dès mon entrée dans la vie je me suis trouvé nanti de la puissance et les circonstances et ma force ont été telles que dès que j'ai eu le commandement, je n'ai plus reconnu ni maîtres ni lois. So geschah er dem General Bourgain, er habe stets denselben Plan verfolgt. Das Konsulat habe er, als einen bedeutenden Schritt zur Einheit, vorläufig angenommen.